



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die soziale Frage

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dem amtlichen stenographischen Protokoll schon schwarz auf weiß vorliegenden Worte und behauptete, die Zeitungen hätten erst seiner Rede den erwähnten Sinn gegeben. Die Parteipresse aber, anstatt dankbar anzuerkennen, daß die Offiziere sich mit einem so sonderbaren Rückzuge zufriedengaben, erhob ein Wehgeschrei über indirekte Verletzung der Immunität. Wenn die Abgeordneten und die Journalisten doch wüßten, wie die gebildete Welt über das heilige Recht der erstern denkt, andre leichtfertig in ihrer Amtsehre zu beleidigen! Unfers Erachtens wäre es gerade für den Parlamentarismus sehr heilsam, wenn einer, der persönliche Anschuldigungen vorbringt, darauf gefaßt sein müßte, sich einer Pistolenmündung gegenüber zu stehen. Und die deutsche Linke kann sich darauf verlassen, daß ihre Gegner diese alberne Geschichte zu benutzen verstanden haben, wahrscheinlich besser, als sie die polnischen und tschechischen Thaten für ihre Partei ausnutzen wird.



Die soziale Frage

3



reimal sind wir im vorigen Aufsatze auf den Geschmack gestoßen, als eine unerläßliche Bedingung sowohl für den Fortbestand und das Gedeihen sehr wichtiger Handwerke wie für eine gesunde Verteilung der Bevölkerung über das Land — Aufforderung genug, der volkswirtschaftlichen Bedeutung des Geschmacks eine besondere Erwägung zu widmen.

Die Lazzaroni können mit zwanzig Pfennigen Tagesverdienst nicht allein leben, sondern sogar angenehm leben. Denn außer billiger Pflanzenkost braucht der Mann nichts als eine Schwimmhose; alle Lebensgenüsse: freie Luft, Seebad, Unterhaltung, Spiel, Tanz, Musik und — Liebe hat er umsonst. Der deutsche Tagelöhner, Fabrikarbeiter, Kleinhandwerker oder Unterbeamte braucht außer einer reichlicheren und kräftigeren Nahrung auch noch eine etwas vollständigere Bedeckung für den Sommer und warme Winterkleider, namentlich Stiefel, die sehr teuer sind, Wohnung und Feuerung; er muß Kommunalsteuern oder Gewerbesteuer zahlen; er muß, wenn er verheiratet ist, den Unterhalt der kleineren Kinder ganz, den der Frau und der halberwachsenen Kinder zum Teil bestreiten und hat auch nach Aufhebung des Schulgeldes noch manche

Auslagen für die Erziehung der Kinder. Bei den untersten Klassen der genannten Berufsstände reichen nun die Einkünfte zur Bestreitung aller dieser Ausgaben nicht hin, bei den Unterbeamten wenigstens dann nicht, wenn sie viel Kinder haben. Wir ziehen dabei solche außerordentliche Fälle gar nicht in Betracht, wie den einer Arbeiterin in einer Spielwarenfabrik, die neulich wegen Unterschlagung einiger Bleiabfälle angeklagt, vor Gericht nachzuweisen vermochte, daß sich ihr Wochenlohn auf zwei Mark beläuft. (Sie wurde zu sechs Mark Geldstrafe verurteilt; wovon soll sie die bezahlen?) Sondern wir halten uns an ganze größere Gruppen. Die „Schlesische Zeitung,“ ein regierungsfreundliches und der freikonservativen Partei nahestehendes, in allen seinen Nachrichten und Angaben sehr vorsichtiges und zuverlässiges Blatt, berichtete am 26. März d. J. über den Winterverdienst in der Grafschaft Glatz, die nicht zu den wohlhabenden, aber auch noch nicht zu den ärmsten Gegenden unsers Vaterlandes gehört. Der ländliche Tagelöhner verdient dort im Winter, vorausgesetzt, daß er Arbeit bekommt, 70 bis 80 Pfennige täglich, also 4,90 bis 5,60 Mark wöchentlich; der Handwerker und seine Frau bringen es zusammen auf 6 Mark wöchentlich; bei der Anfertigung von Streichholzschachteln verdient ein fleißiger Arbeiter in voller Tagesarbeit 60 Pfennige, wovon aber die Auslage für Klebstoff abzuziehen ist; das macht wöchentlich nicht ganz 4 Mark 20 Pfennige, wenn er Sonntags feiert. In den preussischen Zuchthäusern werden auf die tägliche Beköstigung des Mannes 30 bis 31 Pfennige gerechnet. Da nun aber die Tagelöhnerfrau bei ihrem Einzeleinkauf für dasselbe Geld nicht allein weniger, sondern auch schlechtere Ware bekommt (beim Fleischkauf gewöhnlich nur Sehnen und Knochen) als jede im ganzen einkaufende Anstaltsverwaltung, so müßte sie allermindestens 35 Pfennige für den Kopf der erwachsenen Person aufwenden, um den Thyrigen dasselbe Essen auf den Tisch setzen zu können, wie es die Zuchthäusler bekommen. Das würde für eine Person 2,45 Mark, für zwei Personen 4,90 Mark, für Mann, Frau und zwei Kinder 7,35 Mark die Woche machen. Wo blieben da die andern Ausgaben? Es steht also fest, daß die untersten Lohnsätze, wenigstens für Familien, zum notdürftigen Lebensunterhalt nicht hinreichen.

Zum Glück erfreuen sich die meisten Angehörigen der genannten Berufsstände höherer Einnahmen; und selbst in der Grafschaft Glatz bringen es die Fabrikarbeiter auf 1,30 Mark täglich, also auf 7,80 Mark die Woche. Bei einem Wochenverdienst von 7,80 Mark könnte nun der Einzelne und bei einem Gesamtverdienst von 12 bis 20 Mark könnte eine kleine Familie durchkommen, wenn — die Mode nicht wäre. Die Tyrannei der Mode, die zur „standesgemäßen Lebenshaltung und Lebensführung“ zwingt, drückt alle Klassen vom Minister bis zum Rühjungen herab. Denn auch der Rühjunge darf Sonntags nicht mehr in der kurzen Jacke erscheinen (der Abendmahlrock wurde früher nicht an jedem beliebigen Sonntage getragen und mußte mindestens drei Ge-

schlechtsfolgen dienen), sondern auch für ihn ist der schwarze Rock de rigueur (für Pariser Dinge ist wohl ein französischer Ausdruck erlaubt?). Auch er trägt Handschuhe und gesteierte Manschetten; auch er trägt eine Talmiuhrkette und eine Talmibusennadel. Auch er beschenkt seine Freunde und seinen Schatz mit der Photographie seines geistreichen Antlitzes. Auch er hält sich für verpflichtet, die schöne Gotteswelt mit dem Qualm seiner Stinkadores zu verpesten. Und das geht nun so durch alle Schichten hindurch, bis zu den Korpsstudenten hinauf, die sich für „verpflichtet“ halten, auf der Eisenbahn erster Klasse zu fahren. Sommer wie Winter neue „Saisonanzüge“ für Mann, Frau und sämtliche Kinder, die Saisondamenhüte, die um so teurer sind, je weniger daran ist (dieses Jahr soll es eine Sorte geben, die nur noch aus einem garnirten Lohse besteht), die Photographien jedes einzelnen Familiengliedes mit zeitweiligen Gruppenaufnahmen, die Visitenkarten, ohne die selbst der zwölfjährige Schuljunge nicht mehr bestehen kann, die Handschuhe, ohne die kein fünfjähriges Mädchen mehr über die Straße geht, die ebenso teuern als unnützen und zum Teil schädlichen Spielwaren für die kleineren Kinder; alles das und verschiednes andre, was den Lesern aus dem Leben, aus ernsthaften Strafpredigten und illustrierten Witzblättern zur Genüge bekannt ist, fängt schon in den Beamten- und Handwerkerfamilien mit 720 Mark Einkommen an. Kein Wunder, daß die Butter Schnitten immer kleiner und magerer werden, daß ein ordentlicher Braten niemals auf den Tisch kommt, und daß die Familie trotzdem bis über die Ohren in Schulden steckt. Etwas höher hinauf finden wir die berückigte, mit tausenderlei geschmacklosem Karitätenkram angefüllte „gute Stube,“ der zuliebe die Familie sich beim Schlafen in ein ungesundes Loch zusammendrängt; dazu dann den Wirtshausbesuch, unnötige Badereisen, die Vereinsfegerei und den Skat des Mannes u. s. w. Mit einem Worte: niemand reicht mehr mit seinem Einkommen aus, weil ihn die Mode zwingt, oder weil er sich einbildet, daß die Mode ihn zwingt, einen beträchtlichen Teil seiner Einnahmen auf unnütze Dinge zu verwenden.

Und nun beachte man, wie gewaltig und wohlthätig eine Umkehr von dieser verhängnisvollen Geschmacksverirrung noch nach drei andern Seiten hin wirken würde! Zuvörderst würden alle die, die bisher um des Überflüssigen willen auf das Notwendige verzichtet haben, nicht bloß ihre Finanzen in Ordnung bringen, sondern auch gesünder und schöner, ein wenig mehr *καλονόμοι* werden. Man würde seine Erholung im Freien und nicht in Räumen suchen, die durch Tabaksqualm und Alkoholdünste verpestet sind. Man würde die größten und schönsten Zimmer zum Wohnen und Schlafen benutzen. Die Frauen würden sich nicht mehr schnüren und nicht bald mit den Umrißlinien eines Vogel Strauß, bald als wandelnde Doppelholzegel mit dazwischengeschobenem Viereck in der Öffentlichkeit erscheinen. (Seit einigen Jahren wird die Parallelogrammform des großen Tragens durch die zwei Hörnchen auf den

Schultern unterbrochen, was zwar den streng geometrischen Umriß der Figur aufhebt, aber weder zur Verschönerung dient, noch dazu, den wandelnden Holzkegel der Menschengestalt ähnlicher zu machen.) Niemand würde mehr durch spitzschäblige Hakenschuhe auf Verkrüppelung seiner Füße hinarbeiten. Man würde der ärmern Jugend nicht mehr verbieten, im Sommer barfuß zur Schule zu kommen, vielmehr auch die Kinder der Reichen anhalten, beim sommerlichen Spiel im Freien die Fußbekleidung abzulegen, weil nur durch zeitweiliges Barfußgehen der Fuß völlig gesund und wohlgebildet erhalten werden kann. Endlich würde es weder an warmer Winterkleidung noch an hinreichender Nahrung fehlen.

Zweitens sind es gerade jene überflüssigen Dinge, bei deren Herstellung die Arbeiter verkümmern, während die Gewerbe, die sich mit der Erzeugung des Notwendigen beschäftigen, größtenteils gesund sind. Gesunde Gewerbe sind die Landwirtschaft, die Gärtnerei, die Baugewerbe, die Wagenbauerei (in einer Gesellschaft von Handwerksgesellen erkennt man die Zimmerleute und Stellmacher schon am schönen Wuchse), die Maschinenbauerei und die meisten der übrigen Eisenindustrien (sofern nicht durch Überanstrengung Schwindsucht und andre Leiden erzeugt werden), die Tischlerei, die Gerberei, die Sattlerei, die Fleischerei und die übrigen Nahrungsmittelgewerbe mit Ausnahme der Bäckerei. Zugleich werden in diesen Gewerben die höchsten Löhne gezahlt, mit Ausnahme der Landwirtschaft, wo jedoch die Geringfügigkeit des Lohnes durch kräftige Naturalverpflegung, gesunde Lebensweise und Bedürfnislosigkeit leicht ausgeglichen werden kann und bisher auch meist ausgeglichen wurde. Fast nur eins giebt es unter den großen und notwendigen Gewerben, das ungesund ist und schlecht bezahlt wird, die Schneiderei. Die Schuhmacherarbeit wird ebenfalls schlecht bezahlt, ist aber nicht in demselben Grade ungesund. Die Handweberei rechnen wir nicht, weil ihr Weiterbetrieb unter den gegenwärtigen Umständen keinen Sinn mehr hat. Dagegen sind die mit Herstellung des unnützen Flitterkrams beschäftigten Gewerbe die ungesundesten und zugleich gerade die, in denen Hungerlöhne die Regel bilden. So z. B. wurde vor ein paar Jahren in Breslau amtlich ermittelt, daß die Spulerinnen und Maschinendreherrinnen in der Posamentenfabrikation, die Strohhutnäherinnen, die Packmädchen in den Zigarettenfabriken, die Arbeiterinnen in der Buntpapierfabrikation auch bei übermäßig langen Arbeitsschichten nicht höher als auf drei bis fünf Mark Wochenlohn kommen. In vielen Zweigen der Luxusindustrie werden giftige Stoffe verwendet und wird anhaltendes Sitzen in schlechter Luft erfordert. Das Elend der verschiedenen Klassen der Weber ist allgemein bekannt; die englischen Bandweber und Strumpfwirker marschirten immer an der Spitze jener Arbeiterklassen, deren Lage schon vor achtzig Jahren die Menschenfreunde zur Erörterung der Frage nötigte, ob der Fortschritt der Industrie wirklich ein Segen und nicht vielmehr ein Fluch sei. Die Gewerbe

sind freilich an sich kein Luxus, wohl aber ist es ihre Überfülle. Gelänge es nun, einen erheblichen Teil des Volkes aus diesen ungesunden und kärglich bezahlten Luxusgewerben in die gesünderen und besser bezahlten Bedürfnisgewerbe überzuleiten, so würde damit für diesen Teil die körperliche, geistige und wirtschaftliche Gesundheit zurückerobert sein.

Aber könnten denn mehr Arbeiter als bisher in den Bedürfnisgewerben Verwendung finden bei der herrschenden Überproduktion? Und ob! An Überproduktion, damit kommen wir zur dritten Seite des Gegenstandes, leiden ja nur eben dieselben Luxusgewerbe, die ihrer wirtschaftlichen und Gesundheits-schädlichkeit wegen verlassen werden sollten. An allen notwendigen Dingen dagegen leiden wir, das Volk im ganzen, immer noch Mangel. Wir haben zwar viel zu viel Krimskras, Flitterstaat, Taschentücher mit Bildern, das Stück für drei Pfennige, Abziehbildchen und andre Spielereien, Zeitungen, Schundlitteratur auf elendem Papier in elenden Einbänden, Zusef und Tabak. Aber wir haben viel zu wenig Brot, Fleisch, Fische (durch die Abwässer der Fabriken werden die Bäche in stinkende schwarze Hölleströme verwandelt und die Fische darin getötet), gute Milch und Butter, gutes Gemüse und Obst, viel zu wenig geräumige und gesunde Wohnungen, viel zu wenig bequemes und nützlichcs Hausgerät und nützliche Maschinen; viel zu wenig gute Bilder und gute, gut ausgestattete Bücher in guten Einbänden (im Buchladen stecken sie wohl, aber dem Einzelnen, der sie braucht, sind sie meist unerreichbar); viel zu wenig Gärten, viel zu wenig Luft, Wasser und Reinlichkeit. Luft und Reinlichkeit kosten nämlich in größeren Städten weit mehr Geld, als neun Zehntel der Einwohner dranzuwenden haben. Um bei Tag und bei Nacht gesunde Luft atmen zu können, muß der Großstädter auf Wohnung mindestens vierhundert Thaler ausgeben. Und Reinlichkeit ist im Norden ohne einen gewissen Wäschvorrat, ohne häufige Anwendung von heißem Wasser und Seife und die damit verbundene mühselige, unangenehme und nicht ganz billige Arbeit nicht möglich. Was uns endlich ganz fehlt, das sind öffentliche Gebäude, wie sie die alten Griechen und Römer in ihren Gymnasien, Stoen und Bädern besaßen, und zu deren Einrichtung unsre vielgerühmte Kultur sich noch immer nicht aufgeschwungen hat, obwohl wir sie viel nötiger brauchen als die südlichen Völker. Wie armselig sind unsre großen Städte mit Kinderspielplätzen ausgestattet! Wie viel tausend Kinder sind auf die Straße angewiesen, wenn sie die Polizei dort duldet. Und nun gar im Winter! Namentlich bei Regenwetter; denn wenn Schnee liegt und die — für Ärmere freilich meist uner-schwänglich teure — Eisbahn geöffnet ist, da geht es ja. Und was machen wir Erwachsenen bei Regenwetter? Wir kriechen in Spelunken, deren Luft und Behaglichkeit für Sträflinge gerade gut genug wäre, und hocken dort beim Biere, oder wenn es gar zu naßkalt ist, bei wärmendern aber dafür teureren Getränken, nach denen wir keine Sehnsucht empfinden würden, wenn wir uns

in trockenen Hallen warm laufen, turnen oder spielen könnten. Oft trinken wir sogar ohne Bedürfnis, nur um uns die Berechtigung zum Verweilen an einem Erholungsorte zu erkaufen. Den einzigen vernünftigen Ausweg bieten Billard und Kegelschieben, aber in welcher Luft wird jenes gespielt und in was für Räumen dieses betrieben! Und beides kostet Geld. Auch die kleinste Stadt müßte ihre weite lichte Halle haben, mit Spielplätzen für die Kinder, Turnplätzen für die Jugend, Wandelgängen für das bequemere Alter, daranstoßenden Lesezimmern und Bibliotheken, mit Gärten und Volksbädern. Das Gebäude oder der Gebäudekomplex müßte ein architektonisches Kunstwerk und mit Kunstwerken ausgeschmückt sein: mit Wandmalereien und Statuen. Und jede größere Stadt müßte eine entsprechende Anzahl solcher Einrichtungen besitzen, sodaß die ganze Bevölkerung versorgt wäre. Das Mittelalter hatte wenigstens seine Kirchen, seine Rathäuser, Zunft Häuser und Badstuben, aber wir Heutigen haben gar nichts als das „Lokal“ und den Biergarten. Einige Anfänge sind ja vorhanden in Vereinhäusern, Volksbibliotheken, Volksgärten, Volksbädern; die in Dresden und Leipzig bestehenden Anstalten dieser Art werden hoffentlich Nachahmung finden; und in London ist vor wenigen Wochen dem Volke ein sehr großartiges Erholungshaus übergeben worden — für die Wochentage natürlich, wo das Volk nicht Zeit hat, denn Sonntags darf man sich ja in England nicht vergnügen. Aber wie vereinzelt bleiben vorläufig diese Anfänge; wie wenig genügt das alles dem Bedürfnis und wie wenig entspricht es dem großartigen Zuschnitt des modernen Lebens! Wahrlich, um unsre wirklichen Bedürfnisse zu befriedigen, würde die doppelte und dreifache Zahl der Bauarbeiter, Gärtner, Künstler und nützlichen Handwerker nicht hinreichen!

Mit diesen Betrachtungen haben wir zugleich die alte, in sittlicher wie in volkswirtschaftlicher Beziehung gleich wichtige Frage beantwortet, ob und inwieweit der Luxus nützlich oder schädlich sei.

Man muß unterscheiden: 1. solche Dinge, die auf niedern Kulturstufen als Luxus erscheinen, auf höhern aber Bedürfnis sind, und zwar Bedürfnis jedes einzelnen Menschen. Gut zubereitete Speisen; Kleider, die den Jahreszeiten angemessen sind; ein hinreichender Vorrat reiner Leibwäsche; trockene, sonnige, lustige Wohn- und Schlafzimmer; besondere Räume für die mancherlei Verrichtungen, die sich nicht gut mit einander vertragen; eine hinlängliche Menge reinen Wassers zum Trinken, Kochen, Waschen und Baden; zweckmäßiges und bequemes Hausgerät; ein Garten oder ein Gärtchen; gute Heiz- und Kochvorrichtungen; hellbrennende Lampen; eine Zeitschrift, einige Bücher — das sind Dinge, die heutzutage jeder Einzelne haben muß, wenn er sich wohl fühlen soll.

2. solche, die zwar ein Kulturvolk als Ganzes nicht entbehren kann, die aber nicht jeder Einzelne zu besitzen braucht. Paläste, Juwelen, Brokate, die Hilfsmittel wissenschaftlicher Forschung, Kunstwerke, Musikinstrumente, Teppich-

beete, Rassenpferde u. s. w. sind teils für den materiellen, teils für den ideellen Bestand eines Volkes notwendig; das letztere deswegen, weil das geistige Leben aus Vorstellungen erwächst, und weil sowohl die Erzeugung wie die Beschauung und Benutzung jener Dinge eine Fülle von Vorstellungen hervorruft, bei deren Wegfall das Volk geistig verarmen würde. Aber es ist nicht notwendig, daß jeder Einzelne diese Dinge besitze. Es genügt, wenn sich ihrer eine hinreichende Anzahl im Besitze des Staates, der Reichen und in öffentlichen Anstalten (Museen, Kirchen u. s. w.) befindet; die Menge nimmt durch die Arbeit bei ihrer Erzeugung, sowie durch Beschauung oder Entleihung an dem Nutzen teil, den sie stiften. Daß bei uns in Deutschland die sehr reichen Leute das Noblesse oblige in dieser Beziehung heute weniger vor Augen haben als ehemals und als jetzt noch in England und selbst in Nordamerika, ist eine alte Klage. In einigen deutschen Magnatenschlössern befinden sich Bibliotheken und Kunstsammlungen, deren beschränkte Benutzung dem Publikum gestattet ist; aber sie stammen sämtlich aus älterer Zeit. Und was soll man dazu sagen, wenn vielfache Millionäre Bücher mit Leihbibliothekseinband in ihrer nicht übermäßig großen Bücherei dulden?

3. solche Dinge, die teils an sich überflüssig, wo nicht schädlich sind (z. B. Schnürmieder), und solche, die zwar an sich noch zur zweiten Klasse gehören, die aber, wie oben schon hervorgehoben wurde, durch ihre zu große Menge lästig und mitunter schädlich werden. Abgesehen von dem besondern Schaden, den einzelne Arten von Luxusartikeln der dritten Klasse anrichten, schaden sie allesamt ganz allgemein, indem sie den Geschmack für das Schöne, Gediegene, Echte, wahrhaft Wertvolle abstumpfen, die untern und mittlern Klassen zu unnützen Ausgaben verleiten und die Anhäufung eines elend bezahlten Arbeiterproletariats befördern. Wir sind durch sie auf eine schiefe Ebene der schlimmsten Art geraten. Die Überfülle an Luxusartikeln, an Tand und Kinkerlitzchen hat deren große Billigkeit zur Folge, und diese Billigkeit drückt die Arbeitslöhne, ohne daß die Unternehmer besonders gute Geschäfte damit machten. Die Berichte der Handelskammern pflegen bei solchen Industriezweigen anzumerken, nur durch Umsatz großer Massen könne das Geschäft rentabel erhalten werden. Um aber diesen mehr und mehr anschwellenden Massen den Absatz zu sichern, ist einerseits die Gewöhnung auch der untersten Volksklassen an den Gebrauch dieses Plunders, andererseits ein rastloser Modewechsel unerlässlich.

Man wende nicht ein, in der Vermehrung und Verfeinerung der Bedürfnisse bestehe ja eben der Kulturfortschritt. So allgemein ausgesprochen, ist das nicht weniger falsch, wie wenn andre die göttliche Bedürfnislosigkeit als das zu erstrebende Ziel bezeichnen. Auch hier behauptet das Wort von der goldenen Mitte sein Recht. Der nackte Wilde ist noch kein Mensch, und der Gigerl ist keiner mehr. Den Alten verdanken wir diese Erkenntnis. Ihnen

haben wir Europäer es zu verdanken, daß, so oft unser geistiger Reichtum in Schwulst und der materielle in barbarischen Prunk, unser Streben in sinn-, zweck- und ziellose Geschäftigkeit, unser Schönheitsideal und unsre Umgangsformen in Fragen ausarten, wir uns auf uns selbst besinnen und den Weg zur Natur zurückfinden. Zum drittenmale seit der Völkerwanderung ist die europäische Menschheit bei diesem Wendepunkte angelangt. Zum drittenmale erhebt sich von vielen Seiten der Ruf: Zurück zur Natur! Und mit vollem Recht. Denn so sehr ist in weiten Kreisen der Sinn für das Naturgemäße geschwunden, daß man sogar vielfach das Genießen verlernt hat, weil man nur das für Genuß zu halten wagt, was die Mode dafür ausgiebt. Der Quarantaner, der sich zwingt, seine Bierpfennigzigarre für ein Genußmittel zu halten, obwohl sie ihm wie *Asa foetida* schmeckt, ist der Typus des modernen Menschen. Was uns not thut, wäre also: allmähliche Rückkehr des Geschmacks zum Natürlichen; Einsicht in die Nichtigkeit des Konventionellen und der sogenannten städtischen Genüsse; unbefangene Anerkennung jener Güter und Genüsse, die uns die Natur darbietet, und die ein gebildeter Sinn zu vertiefen und zu verklären vermag; Freude am Landleben und an ländlichen Beschäftigungen; wo sogar das Bedürfnis nach reiner, frischer Luft, eine Ausprägung des Triebes der Selbsterhaltung, verloren gegangen ist, müßte mit einer förmlichen Erziehung der Nase nachgeholfen werden.

Nur von dieser Umbildung des Geschmacks ist die Rückkehr eines Teiles der industriellen Bevölkerung aufs Land, die Wiederherstellung des Kleingewerbes und des Ackerbürgertums, die innige Verbindung von Gewerbe und Landwirtschaft zu erwarten, die wir unter dem Ausdruck innere Kolonisation verstehen. Sätze wieder mit geringfügigen Ausnahmen jede Familie auf ihrer eignen Scholle, und wäre die überwiegende Mehrzahl der Männer in den gesunden und nützlichen Gewerben beschäftigt, so wäre damit für ein gesundes Volksleben die breiteste Grundlage wiedergewonnen. Bei dem bessern Verdienste der Männer fielen die industrielle Frauen- und Kinderarbeit von selbst hinweg. Frauen und Kinder würden deswegen nicht müßig gehen, da sie ja in Hauswirtschaft und Garten genug zu thun fänden, während heutzutage viele verheiratete Arbeiter gar keine Hauswirtschaft haben, und demnach in diesen Schichten zwar Eheleute und Kinder, aber streng genommen keine Familien vorhanden sind.

Wie aber nun, wenn der vaterländische Boden zur Ausstattung aller Volksgenossen mit Heimstätten nicht hinreicht?

4

Daß unser heimatlicher Boden für seine 47 Millionen Bewohner nicht mehr ausreiche, muß wohl die allgemeine Meinung sein, sonst wäre die Kolonialbewegung bei unserm nichts weniger als romantischen und abenteuer-

lustigen Geschlecht unerklärlich. Aus Gründen, die auf der Hand liegen, wird diese Ansicht selten ausgesprochen, von Behörden und Volksvertretungen niemals. Ist man genötigt, den verhängnisvollen Punkt zu berühren, so hilft man sich mit Umschreibungen. So heißt es z. B. in dem amtlichen Bericht der Berliner Arbeiterschuttkonferenz: „Was die Frage der Frauenarbeit anlangt, so wies der italienische Vertreter auf den Umstand hin, wie in Ländern mit starker Auswanderung es sehr oft geschieht, daß nur die Männer einen gewissen Teil des Jahres im Auslande zubringen. Während ihrer Abwesenheit müssen die Frauen mit ihrem Arbeitsverdienste den Unterhalt des Hausstandes auf sich nehmen.“ Statt des einfachen, alles erklärenden Ausdrucks „in überbevölkerten Ländern“ ist der verblümtere beliebt worden: „in Ländern mit starker Auswanderung.“

„Die Möglichkeit einer Überbevölkerung, sagt Roscher (System der Volkswirtschaft, erste Auflage, I, 599) wird von vielen Theoretikern bestritten; und wirklich sind die Klagen darüber in den meisten Fällen eben nur eine abergläubische Ausrede der Trägheit, welche den Druck der Volksvermehrung empfindet, ohne sich dadurch zur Vermehrung der Unterhaltungsmittel spornen zu lassen. Ich rede von Überbevölkerung allenthalben, wo das Mißverhältnis zwischen Bewohnerzahl und Unterhaltungsmitteln eine drückende Kleinheit der Durchschnittsportionen bewirkt.“ Natürlich werden die Ansichten darüber, ob die Durchschnittsportion schon drückend klein sei, verschieden ausfallen. Um sie zu berechnen, kann man entweder die amtliche Einkommenstatistik in Verbindung mit den ebenfalls amtlich nachweisbaren Unterhaltungskosten für einen Soldaten zu Grunde legen, oder die Morgenzahl des vorhandenen Pflug- und Weidelandes durch die Einwohnerzahl dividieren. Wir lassen uns auf eine solche Berechnung nicht ein und versuchen keine unmittelbare Antwort auf die Frage zu geben, ob Deutschland überbevölkert sei, sondern veranschaulichen uns nur, wie stetige Zunahme der Bevölkerung auf die Lage der Einzelnen einwirkt.

Was wir zu diesem Zwecke zu sagen haben, ist so einfach und so allgemein bekannt, daß wir um Entschuldigung bitten müssen, wenn wir es dennoch sagen. Wir sagen es aus dem Grunde, weil es in Fällen, wo es an erster Stelle gesagt werden müßte, verschwiegen zu werden pflegt. In den amtlichen Berichten über die Lage der Landwirtschaft in einzelnen deutschen Staaten und Provinzen findet man als Ursachen der Subhastationen verzeichnet: schlechte Preise, Verschuldung, Wucher, ungünstigen Kauf, zu kleines Betriebskapital, Erbteilung u. s. w. Daß aber der ungünstige Kauf, das zu kleine Betriebskapital und die Verschuldung in der fortgesetzten Erbteilung ihre gemeinsame Wurzel haben, wird kaum angedeutet, geschweige denn offen eingestanden. Es ist aber eines großen und hochgebildeten Volkes unwürdig, bei Beratung über die wichtigste aller Fragen den Kern der Sache zu umgehen und sich der

Pflicht gründlicher Prüfung durch eine Scheindebatte über die Goldwährung zu entziehen, die nach der Behauptung der Bimetallisten an der Not der Landwirtschaft schuld sein soll. Sogar Roscher versteckt in seiner Erörterung des Gegenstandes den entscheidenden Satz in eine Anmerkung: „Die vom Verein für Sozialpolitik veranstaltete Untersuchung der bäuerlichen Zustände hat doch meistens ergeben, daß die wachsende Verschuldung der Bauern und andern Landwirte selten durch Not, auch selten durch Bauten, am häufigsten durch Eintragung zu hoher Erbteile und Kaufgelderreste bewirkt ist.“ (a. a. O. II, 485.)

Überblicken wir den Gang der Besiedlung unsers Vaterlandes. Die altdeutsche Markgenossenschaft und der Edelmann der fränkischen Zeit besaßen neben ihrem Ackerland noch so viel Wald, Sumpf und sonstiges Urland, daß zur Versorgung der Söhne, die den Hof nicht erbten, nur weitere Flächen urbar gemacht und neue Höfe angelegt zu werden brauchten. Nicht einer abergläubischen Frömmigkeit entsprangen die zahlreichen Schenkungen an Kirchen und die Neugründungen von Stiftern, sondern dem Bedürfnis rascher Besiedlung. Noch um das Jahr 1000 war der nordöstliche Winkel des heutigen Baierns, die Oberpfalz und Oberfranken, beinahe eine menschenleere Wüste; und wenn Kaiser Heinrich II. auf der Synode zu Frankfurt am 1. November 1007 einige Bischöfe fußfällig bat, in die Verkleinerung ihrer Sprengel zu willigen, damit er durch Gründung des Bistums Bamberg den Böhmen ihr Ausfallsthor, wie Giesebrecht den Landstrich nennt, verschließen könne, so war dieses nach unsern Begriffen unkönigliche und widerliche Gebahren nur ein in die Formen jener Zeit gekleideter Akt einer weisen und großen Politik. Übrigens hatten damals die fünf deutschen Stämme die Kolonisation des slawischen Ostens, d. h. der Ländermasse, die den österreichischen Staat, das Königreich Sachsen und die alten Provinzen Preußens umfaßt, schon in Angriff genommen. Den Baiern fiel dabei natürlich der südliche, den Sachsen der nördliche Flügel des gewaltigen Gebietes zu. Kein deutscher Grundherr und Bauer brauchte damals sein Anwesen unter seine Söhne zu teilen; mit Schwert und Pflug eroberten sich die überzähligen Söhne ihr Erbe, ohne das väterliche Gut mit Hypotheken zu belasten.

Und das war nicht die einzige Versorgungsart. Widmete sich doch fast in jeder vornehmen Familie mindestens ein Sohn der Kirche. Viele Pfründen wurden geradezu als Sekundogenituren gestiftet. Über wieviel Pfründen ein Grundherr das Patronat besaß, soviel jüngere Söhne konnte er versorgen, und nicht bloß er, sondern jeder seiner Gutsnachfolger. Denn der Inhaber der Pfründe durfte ja nicht heiraten; durch jede Erledigung wurde sie wieder frei für ein Glied des Stammhauses. Zwar fehlte es dem geistlichen Adel nicht an unehelichen Kindern; allein diese brauchten doch nicht standesgemäß ausgestattet zu werden. In späterer Zeit versorgte man sie mit einem Geldkapital,

das aus den Einkünften entnommen wurde. So jener Jaques de Croy, Bischof von Cambrai, im fünfzehnten Jahrhundert, der als zärtlicher Vater in einer Krankheit nicht allein seine schon vorhandenen Kinder reichlich bedachte, sondern auch noch ein ansehnliches Kapital aussetzte für die Kinder, die er noch zu zeugen gedachte, wenn Gott ihm in Gnaden die Gesundheit wiederschenke. Die sittliche und die kirchlich-religiöse Seite der Sache ziehen wir hier nicht in Betracht; in ökonomischer Beziehung wirkte die Einrichtung vortrefflich. Auch Luther wollte die zur Versorgung nachgeborener Söhne und unverheirateter Töchter gegründeten Stifte erhalten wissen. Das Abkommen Kaiser Heinrichs V. mit Papst Paschalis II., wonach der Kaiser das Kirchenvermögen einziehen, der Papst das Investiturrecht erhalten, und die Geistlichkeit auf Zehnten und Almosen angewiesen werden sollte, scheiterte an dem Widerspruche des deutschen Adels, der das Kirchenvermögen als sein Vermögen ansah.

Und damit waren die Auswege nicht erschöpft. Man hatte noch Italien. Bei jedem Römerzuge blieben in dem schönen Lande eine Anzahl Herren zurück, die teils mit Kirchenpfründen, teils mit den Lehnsgütern gefallener oder verjagter „Rebellen“ versorgt, teils als kaiserliche Vikare angestellt wurden, deren Besoldung die reichen Städte aufzubringen hatten. Später fanden noch viele Deutsche, denen die Heimat zu enge ward, als Söldner und Söldnerhauptleute in Italien ihr schönes Brot bei einer mehr lustigen als gefährlichen Kriegsführung. Und wie viele kamen in den Kreuzzügen um, oder gründeten sich auch Herrschaften im Orient, die freilich nicht lange Bestand hatten! Rechnet man dazu die anstrengende, unbequeme und oft zügellose Lebensweise, die nur wenige der ritterlichen Herren zu hohen Jahren kommen ließ, bedenkt man ferner, daß deutsche Kolonisten noch weit hinaus über das eroberte Neudeutschland droben am baltischen Meer und drunten bis in die transsilvanischen Alpen hinein Vorposten anlegten, so wird man begreifen, daß den Grundherren jener Zeit die Versorgung einer zahlreichen Nachkommenschaft kein Kopfzerbrechen verursachte. Schließlich siedelte auch noch ein Teil des Adels in die aufblühenden Städte über und erschloß sich in den angesehenen Gewerben der Kaufleute und Wechsler neue Quellen des Wohlstandes.

Trotzdem war um 1500 das Land bereits in dem Grade gefüllt und verteilt, daß der Grundadel von der damals eintretenden wirtschaftlichen Krisis nicht unberührt blieb. Von einem verschuldeten Adelsgeschlecht erwarb damals die Stadt Görlik ihre großen Forsten. Die Säkularisation half für den Augenblick — auf Kosten der Zukunft; das römische Recht half dem Adel — auf Kosten der Bauern. Endlich wurde das ganze an Blutüberfluß leidende Volk einer Eisenbartkur unterworfen in einer Reihe furchtbarer Kriege. Ehe es sich von dem dreißigjährigen erholt hatte, folgten weitere Alderlässe in den dynastischen Kriegen des achtzehnten Jahrhunderts, in den Revolutions-, den napoleonischen und den Befreiungskriegen.

Seitdem nimmt der natürliche Bevölkerungszuwachs seinen ungestörten Fortgang, und die Besitzverhältnisse der Landgüter ändern sich nach folgendem Schema. Denken wir uns einen gräflichen Besitz, der zwei Millionen Thaler wert ist, dreißigjährige Geschlechtsfolgen und je vier Kinder. Da zwei davon in andre Güter einheiraten, wird das Stammvermögen bei jeder Erbteilung halbiert. Demnach zerfällt der ursprüngliche gräfliche Besitz nach sechzig Jahren in vier Güter zu 500 000 Thalern, die wir als freiherrlich bezeichnen dürfen; nach 120 Jahren in 16 Rittergüter zu 125 000 Thalern, nach 180 Jahren in 64 Bauergüter zu reichlich 30 000 Thalern, nach 240 Jahren in 256 kleinbäuerliche Besitzungen zu 7500 Thalern, nach 300 Jahren in etwa 1000 Ackerhäuslerstellen, und nach weitem 60 Jahren in Parzellen, deren Besitzer auf Tagelöhnerarbeit angewiesen sind. In diesem Schema ist die Veränderung der Besitzverhältnisse auf den Gütern, die von vornherein kleine Rittergüter oder Bauergüter waren, schon mitenthalten. Bleiben die Güter unzerstückelt, und werden sie bei der Erbteilung mit Hypotheken belastet, so tritt über kurz oder lang ein Zeitpunkt ein, wo sie der Besitzer nicht mehr halten kann. Ein Rittergutsbesitzer, dessen Gut 120 000 Thaler wert ist, dessen wirkliches Vermögen aber nur 10 000 Thaler beträgt, hat die Wahl, ob er das Gut aufgeben, oder nicht mehr als Rittergutsbesitzer, sondern als Bauer, was er seinem Vermögen nach ist, darauf weiter leben will; d. h. ob er auf herrschaftliche Einrichtung, Kost und Kleidung, auf Equipage, auf die Anstellung eines Wirtschaftsinpektors verzichten, eigenhändig Mist laden, seine Söhne auf den Acker und hinter die Ochsen, seine Frau und Töchter in den Stall schicken will. Und da er sich zum zweiten niemals entschließt, so bleibt ihm nur das erste übrig. Der umgekehrte Fall kommt vor; nämlich daß der Bauer ein Gut, das 200 000 Thaler wert ist, besitzt und fortfährt wie ein Bauer zu leben. Natürlich verzehrt ein solcher Mann nicht den fünften Teil seines Einkommens und kauft alljährlich neue Äcker dazu und auch zinstragende Papiere. Dem bereitet die Versorgung seiner Kinder keine Schwierigkeiten. Merkwürdigerweise haben solche Bauern gewöhnlich bloß einen Sohn, und manchmal stirbt auch der noch.

Selbstverständlich verläuft die Sache in keinem einzigen Falle genau nach dem Schema, aber der Durchschnitt aller Fälle wird ungefähr das Schema ergeben. Die Ergänzung des Stammvermögens durch das Zugebrachte der Schwiegertöchter ist schon mit angeschlagen, indem wir bei vier Kindern nicht Viertelung, sondern Zweiteilung annahmen. Meliorationen, Fortschritte der Ackerbautechnik kommen durch Vermehrung des Ertrages zwar dem Volksvermögen, aber nicht dem Vermögen des Besitzers zu gute; dieser kann schon froh sein, wenn er die Zinsen des Kapitals hereinbekommt, das er auf Drainagen, Düngversuche, neue Maschinen, teure Zuchtthiere verwendet. Die Verbindung der Industrie mit der Landwirtschaft wirkt dem ersten Unternehmer gewöhnlich

reichen Gewinn ab, um dann den ersten oder zweiten Nachfolger desto tiefer in Not zu stürzen, nach dem bekannten Programm: Reingewinn, Überproduktion, Preisfall, Krach (Zucker!). Der steigende Bodenpreis endlich nützt nur dem, der ihn erlebt, nachdem er seine Geschwister noch zu dem alten niedrigen Preise abgefunden hat. Seinem Sohne nützt der hohe Preis nichts mehr. Denn der erbt zwar ein nominell größeres Kapital, muß aber seinen Geschwistern entsprechend größere Kapitalien herauszahlen oder verzinsen, sodaß sein Besitzanteil am Gute derselbe bleibt, als wenn die Preise nicht gestiegen wären.

Im einzelnen gestaltet sich die Lage der Landwirte unter dem Einfluß verschiedner Umstände ungemein verschieden. Manchem scheinen alle guten Geister zu helfen; schöner Boden, günstiges Wetter, schuldenfreie Übernahme von einem Vater, der so gefällig war, ihn mit Geschwistern zu verschonen, eine reiche Heirat, leichte Verwertbarkeit der Produkte, glückliche Inspektorstahl und andre glückliche Umstände begründen im schönen Verein seinen Wohlstand so bombenfest, daß ihn nur unsinnige Verschwendung erschüttern könnte. Anderseits giebt es Pechvögel. Sie stammen aus kinderreichen Familien, übernehmen das Gut mit übermäßigen Schulden, heiraten aus Liebe, werden von jeder Viehseuche heimgesucht, müssen ihren Roggen oder Weizen meilenweit auf schlechten Wegen auf den nächsten Markt oder zur nächsten Bahnstation schleppen lassen und sind mit einem halben Duzend lebenslustiger Söhne und vier oder fünf heiratsfähigen Töchtern gesegnet. Zuweilen finden sich die günstigen wie die ungünstigen Umstände dörfenweise beisammen. Es giebt Dörfer, deren Bauern sich sämtlich in der behaglichsten Lage befinden, und gleich daneben andre, deren Güter überschuldet sind. Vor allem führen Erbteilung und Subhastation großer Güter weit seltner zu der im Schema angenommenen Entstehung kleinerer Güter als im Gegenteil zur Latifundienbildung. Je größer ein grundherrlicher Besitz ist, desto weniger vermag der Besitzer den Ertrag zu verzehren; er kauft demnach vom Überschuß ein Landgut nach dem andern dazu, und die Kinder können ohne Teilung oder Belastung des Stammguts versorgt werden. Der Haupteerbe übernimmt es sogar vergrößert, und allmählich wächst es sich zur Magnatenherrschaft aus. Das Gesetz des Kapitalismus, wonach die kleinen von den großen verschlungen werden, herrscht eben in der Landwirtschaft so gut wie in der Industrie. Wer hat, dem wird gegeben, auf daß er die Fülle habe, und wer wenig hat, dem wird auch das Wenige genommen; dieses Bibelwort ist der volkswirtschaftlichen Erfahrung entnommen.

Beruhet nun die „Not der Landwirtschaft,“ die richtig ausgedrückt nur die Not der verschuldeten Landwirte ist, auf unabänderlichen geometrischen und arithmetischen Verhältnissen, so steht auch von vornherein fest, daß ihr durch Gesetzgebungskunststücke nicht beizukommen ist; wer die Morgenzahl nicht ver-

mehren kann, der kann nicht helfen. Die Landwirtschaft an sich bleibt auch bei den Preisen, wie wir sie vor zwei Jahren hatten, immer noch ein gutes und einträgliches Gewerbe. Mir ist ein Gutsbesitzer bekannt, der sich mit 6000 Thalern Vermögen auf einem zu 70 000 Thalern abgeschätzten Gute noch hält! Es wird wenig Kaufmannsgeschäfte und Fabriken geben, wo das möglich wäre. Und wie viel angenehmer ist die Arbeit und sind die Lebensverhältnisse eines Rittergutsbesitzers als die eines Kaufmanns oder Fabrikbesitzers! Was heißt das: zu niedrige Preise? An sich ist es gleichgiltig, ob der Zentner Roggen 2 oder 20 oder 200 Mark gilt, vorausgesetzt, daß alle Warenpreise, Löhne und Besoldungen entsprechend niedrig oder hoch stehen. Fassen wir nun die Konsumenten ins Auge, so war der Preis der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, wie wir ihn vor zwei Jahren hatten, für die Familien mit einem Einkommen von 2000 bis 5000 Mark gerade recht, für die mit einem kleineren Einkommen aber noch zu hoch, denn sie konnten zur Not so viel Kartoffeln und Brot davon beschaffen, als sie zur Sättigung brauchten, und viele darunter mußten auf Milch, Butter und Fleisch verzichten. Für Haushaltungen mit großem Einkommen sind die Preise der Lebensmittel gleichgiltig. Unter den Produzenten aber konnten die wenig verschuldeten und die unverschuldeten bei jenen Preisen sehr gut bestehen, während den verschuldeten auch die jetzigen Preise noch nicht hoch genug sind. In dieser Thatsache, daß die Lebensmittelpreise für einen Teil der Produzenten noch zu niedrig, für einen Teil der Konsumenten aber schon zu hoch sind, kommt eben das Mißverhältnis zwischen Boden und Bevölkerung zum Vorschein; der Boden reicht für die Bevölkerung nicht mehr aus.

Die Getreideeinfuhr ist unter diesen Umständen nicht ein Unglück, sondern ein Glück, eine Notwendigkeit. Von was sollte die Bevölkerung leben, wenn wir die mehreren Millionen Doppelzentner russischen Roggen und amerikanischen Weizen nicht ins Land bekämen? Die Beschwerde der Agrarier darüber wäre nur dann berechtigt, wenn sie das heimische Bedürfnis zu befriedigen vermöchten, und wenn infolge der Einfuhr ihr eignes Getreide ungenossen verfaulte und ihr Acker unbestellt bliebe. Davon ist aber doch keine Rede. Nun kann es sein, daß die Getreidezölle den bedrängten Gutsbesitzern augenblickliche Rettung gebracht und die drohende Katastrophe verschoben haben. Aber sicherlich nur verschoben. Wem die Katastrophe droht, von dem läßt sie sich durch Zölle, durch künstliche Hebung der Lebensmittelpreise auf die Dauer nicht abwenden. Die Hebung der Lebensmittelpreise hat, wie ja offen zu Tage liegt, eine entsprechende Erhöhung aller Warenpreise, Löhne und Besoldungen zur Folge, die schon nach einem Jahre jenen Vorteil ausgleicht, und die Gutsbesitzer stehen dann auf dem alten Flecke.

Weit wirksamer würde eine Seisachtheia, eine Erleichterung oder gänzliche Tilgung der Grundschulden sein; und der Argwohn ist nicht ganz unbegründet,

daß manche Bimetallisten eine solche von der empfohlenen Währungsänderung erwarten. Aber natürlich würden dann die Gläubiger, die doch auch Staatsbürger und Volksgenossen sind, um eben so viel geschädigt werden. Und diese Gläubiger sind nicht etwa lauter „Geldjuden.“ Legen doch auch christliche Rentner, Witwen, Kirchen und Stiftungen, wohlhabende Handwerker und — Gutsbesitzer ihr bewegliches Vermögen in Pfandbriefen und Hypotheken an. Der Staat würde also durch solches Eingreifen in den natürlichen Lauf der Dinge eine Klasse der Bürger der andern opfern; die Zahl der Opfer und die Größe des Unglücks würden dieselben bleiben.

Anerbenrechte und Fideikomnisse endlich sind durchführbar in Zeiten und Umständen, wo — man sie nicht braucht. So lange die nachgebornen Kinder bequem auf andre Weise versorgt werden können, läßt sich die gesetzliche Bestimmung, daß das Stammgut ungeteilt und unverschuldet bleiben soll, leicht durchführen. Bleibt aber für die Ausstattung der überzähligen Nachkommen nichts übrig als ein Angriff aufs Stammvermögen, so werden die Eltern durch das Verbot dieses Angriffs gezwungen, zur Sicherung des Anerben die übrigen Kinder einem proletarischen Dasein zu überantworten, während andernfalls sämtliche Kinder zwar notdürftig, aber doch anständig versorgt würden. Könnten sich nun auch die Eltern dazu entschließen, so wird doch der Staat zögern, die ohnehin gefährliche Vermehrung des Proletariats noch zu beschleunigen.

In sozialer Beziehung, d. h. für das Volkswohl, ist es gleichgiltig, in welcher der drei Formen die Verminderung des Anteils der Einzelnen am väterländischen Boden bei stetig wachsender Bevölkerung zur Erscheinung kommt: ob durch das Zusammenschrumpfen der Landgüter zu Zwergwirtschaften, oder durch drückende Verschuldung der Güter, oder durch Zersetzung der ländlichen Bevölkerung in eine kleine Gruppe von Großgrundbesitzern und eine große Schar proletarischer Pächter und Tagelöhner. Vom ritterlichen, gräflichen und fürstlichen Grundbesitz insbesondrer aber gilt noch folgendes. Nachdem der heimische Boden aufgeteilt, und da Kolonialland nicht mehr oder noch nicht vorhanden ist, so wird sich die Grundbesitzeraristokratie auf die Dauer schwerlich halten lassen, wenn man nicht zum englischen System übergeht, d. h. den Titel an den Besitz bindet, diesen unteilbar und unverschuldbar macht und die jüngern Söhne unter bürgerlichem Namen ihrem Schicksal überläßt. Für standesgemäße Versorgung der nicht erbenden Söhne reichen die Offiziers- und höhern Verwaltungsstellen, von denen doch die bürgerlichen Bewerber nicht ganz ausgeschlossen werden können, nicht hin, wozu noch kommt, daß solche „Versorgung“ das natürliche Gut aus bekannten Gründen zuweilen mehr beschwert als entlastet. Während es nun allerdings in politischer Beziehung höchst wünschenswert wäre, wenn die alten Familien im Besitz ihrer Güter bleiben könnten, wird die Landwirtschaft durch eine größere Zahl von Besitzwechseln nicht

geschädigt, wenn nur die Güter nicht von Spekulantⁿ ausgeschlachtet werden, sondern an ebenfalls tüchtige Landwirte bürgerlicher Abkunft übergehen.

In dem Schicksale der einzelnen Gutsbesitzerfamilie liegt schon das Schicksal des Volkes vorgebildet, denn das Vaterland ist das Landgut des Volkes.



Ein dunkles Kapitel der Kulturgeschichte



o sichs um die natürlichen Bedingungen und sittlichen Grundlagen des Staates handelt, wo man über die geistige und physische Gesundheit einer Nation zu wachen hat, wo man die Krankheiten und ihren Ansteckungsherd in unsrer ganzen Kultur vor allem aufdecken muß, um Abhilfe schaffen zu können, da hat man jede Rücksicht auf weibische Zimperlichkeit fallen zu lassen. Ein freißendes Weib, dessen Gesundheit oder Leben auf dem Spiele steht, handelt unsittlich, wenn es aus angelernter Prüderie den Arzt zurückweist; eine Nation begeht ein Verbrechen, wenn sie die Augen ängstlich vor ihren sittlichen Schäden verschließt und nicht den Mut hat, laut und freimütig darüber zu sprechen, wenn sie nicht sofort bereit ist, von allen Seiten dagegen vorzugehen.

Ein solches Gebrechen am Körper eines Volkes ist die Prostitution. Gegen diese Ansicht werden die Freisinnigen nach den letzten Vorgängen im preußischen Abgeordnetenhaus Einspruch erheben, denn nach ihrer Meinung gehört dieses Thema nicht in die Öffentlichkeit, nicht in die Landtagsverhandlungen, wo man alle Rücksicht zu nehmen habe auf die empfindsame Tribüne, auf die keuschen, errötenden Damen da oben: *Cela se fait, mais ne se dit pas*. Diese freisinnige Prüderie nimmt sich in der That seltsam aus. Wohin in aller Welt gehört denn das Thema? Sind die Abgeordneten nur dazu da, fortwährend in die Lande zu posaunen, wie sehr das gesunde Volk unter dem Drucke des kranken Staates zu leiden habe? Ist es nicht ihre erste und heiligste Pflicht, der Nation auch ihre sittlichen Schäden und Krankheiten rücksichtslos zu Gemüte zu führen, und zwar mit so vernehmlicher Stimme, daß es in alle Lasterhöhlen dringt? Ist es nicht ihre unerläßliche Aufgabe, über Mittel und Wege zu beraten, wie einem gefährlichen Übel, einem schleichenden Gifte im Volkskörper der Garaus zu machen sei? Das Thema gehört nicht nur ins Abgeordnetenhaus, es gehört auf alle Marktplätze, in jede christliche